

Wolfgang Radlegger

Ohne Zweifel für die Schwächeren
Politische Reflexionen | Biografische Notizen

Ein Essay



INHALT

Geleit	9
Sensible Lebensbilder oder Leiden und Leidenschaft	9
Vorwort	13
Stationen meines Lebens	18
Argentinien – Österreich	19
Vage Erinnerungen an die frühen Jahre	19
Decaminados – Die „Hemdlosen“	21
San Martin, Simon Bolivar und andere Helden meiner Kindheit	24
Zurück nach Europa	26
Erste Eindrücke: GI's und Straßenkreuzer	27
„Österreich ist frei“	28
Bürgermeister da und dort	31
Schulgebet statt Hymne und Flagge	32
Evita – Unsere Lehrerin und helfender Engel	34
Peronismus – Einst und heute	36
Militärdiktatur von USA Gnaden	41
Die Mütter des Plaza de Mayo	43
Judentum	47
Das Tagebuch der Anne Frank	47
Erster Aufenthalt in Holland	50
Die „Weiße Rose“ und die „Rote Kapelle“	51
Im Schutz der Besa	53
Antisemitismus in Österreich	56
Judenchristen sind Konvertiten	57
Bücherverbrennung	63
Antisemitismus und Antiislamismus heute	65

Ungarn und andere Erfahrungen mit Flüchtlingen	71
Panzerkommunismus	71
Von Asylern da und dort	74
Tschechoslowakei und Militärdiktaturen in Europa	87
Einmarsch in die Tschechoslowakei	87
Obristenchunta in Griechenland	89
„Z“-„Er lebt“	92
Estado novo in Portugal und die „Nelkenrevolution“	94
Francos Spanien und König Juan Carlos I.	96
Sozialdemokratie	101
Mein Großvater, Vorbild und Lehrer	101
Bruno Kreisky und die Soziale Demokratie	103
Zukunft	105
Einer alten Liebe: „Alles Nachdenkliche zum Geburtstag“	110
Das markante Jahr 1968	119
Die „68er“ und Ich	119
Rassismus	125
„Schwarze“ Rechte in den USA	125
Warum sterben in den USA Schwarze früher als Weiße?	131
Obama, der Hoffnungsträger	133
Noah Sow, Rosa-Marie Plumelle-Urbe	135
Gott ist alt, weiß und männlich	139
Das Massaker von Sharpville	144
Kolonialismus	147
Die Neuzeit, eine neue Zeit?	147
Die Raubzüge in der Neuen Welt	148
„Disputationen“ über „Indianer“	151
Das Heilige Experiment	156
Jura Soyfers Entdeckung Amerikas	162
Die Vernichtung der Ureinwohner	164
Little Big Man	168

Imperialismus	173
Kongo und der Mordfall Lumumba	173
Belgiens Ausbeutungsregime	174
Unbekannte Kolonialgeschichte und Aufteilung Afrikas	178
August Bebels große Rede	180
Dekolonialisierung – Der Kontinent der Ungleichheit	182
Afrika und Europa	185
„Afrika 2063“	189
Maafa	191
Das Sterben vor der Zeit ist afrikanisch	193
Die Gnade der späten Geburt im richtigen Land	194
Malaria, Tuberkolose, Masern, Lepra	195
Léopold Sédar Senghor: Dichter, Staatsmann und Träumer	197
Raubkunst aus Afrika in Europas Museen	199
Das Ende der Sklaverei	201
Moderne Sklaverei	203
Verantwortung für Lieferketten	208
Die EU, Marokko und die Westsahara	209
Nine-Eleven	210
Salvador Allendes Experiment	211
Museum der Erinnerung und der Menschenrechte	218
Revolution in Kuba	219
Che: Tod in Bolivien	223
Kubas zweite Revolution	224
Guantanamo: Mehr als der Ort eines Liedes	225
Vietnamkrieg	227
„Body Count“-Index	229
Cassius Clay alias Muhammad Ali	230
China	233
Mit einer Delegation in China	233
Panzer auf dem Tian'anmen Platz	236
Verbrechen aus Staatsräson	239
Waffengeschäfte international	239
Folter ist zeitlos	243

Internationaleer Strafgerichtshof	246
Im Namen der Freiheit?	249
„Verdeckte“ Operationen	253
Friedensnobelpreis für Henry Klissinger – Ein Hohn!	255
Todesstrafe	
Der Tag an dem Caryl Chessman starb	259
Widerstand gegen Papst Franziskus	260
War 1945 die Stunde Null?	263
Opfermythos nach dem Krieg	263
Ernst Kirchwegers Tod	265
Waldheims Vergesslichkeit	266
Vranitzky in Jerusalem	268
Die späte Geburt: Gnade oder Auftrag?	270
Israel	
Staatsgründung Israels	273
Israel und die Palästinenser	276
Roma	279
Die vergessenen Europäer	279
Wolf in der Maur: „Die Zigeuner“	
Zu Tode gehetzt	282
Porajmos – Sie werden verschlungen	283
Das Salzburger Lager	284
Nach 1945 nichts Neues	285
Burgenland-Roma heute	287
Nach dem „Eisernen Vorhang“	288
Die Mär von den bevorzugten Roma	290
Die vergessenen Roma-Bettler	293

Kirche und Macht	297
Medellín und die Befreiungstheologie	297
Sozialdemokratie und Katholische Kirche	304
Der „Kulturkampf“	305
Dialog in der Zweiten Republik	307
Vom Krieg	311
„Vater komm, erzähl vom Krieg“	311
Krieg und Frieden	312
1912: Friedenskongress von Basel	314
Sarajevo 1914	316
Kriegsverherrlichung, Friedenssehnsucht	316
Conrad von Hötzendorf und Bertha von Suttner	321
Verbrechen der Wehrmacht	325
Eine Brücke zum Tod	326
Ausblick	329
Wir leben in der „Einen Welt“	329
Mein privilegierter „Hausarrest“	330
Ökologischer Spätstarter	333
Die Geschichte mit dem Kolaric	334
Erntehelfer ja, Kinder nein?	336
Die Krise trifft die Schwächsten	337
Wer sind die „Kriegsgewinnler“	339?
Die Würde des Menschen	341
Warum schweigen die Lämmer?	342
Jura Soyfer und Horxens Zukunftsahnungen	344
Das Schlimmste ist die Gleichgültigkeit	344
„Willhaben“ oder „Mensch sein“	348

Sensible Lebensbilder oder Leiden und Leidenschaft

Gerne möchte ich begründen, warum ich es als eine Anerkennung erachte, dass mich Wolfgang Radlegger gebeten hat, einleitende Gedanken zu seinem eindrucksvollen Buch zu schreiben. Man könnte es als ein Zeichen der Freundschaft werten, doch es ist mehr! Freunde gewinnt man meistens in der Jugend, wo man dann auch lange gemeinsame Erfahrungen, Erlebnisse, Erfolge und Misserfolge haben kann. Ich habe Wolfgang Radlegger vergleichsweise sehr spät kennen gelernt. Natürlich habe ich ihn in seiner Funktion in der Salzburger Landesregierung erlebt, aber hier ist mir keine Erinnerung geblieben. Offensichtlich war es notwendig, dass wir beide aus der verfassten Politik draußen waren, denn wir haben uns angesichts einer Gruppe von ehemaligen Politikern kennen gelernt, die ein Volksbegehren zu Wahlrechtsfragen und Normen für Parteien veranstalten wollten. Hier kamen wir uns näher und lernten einander schätzen. Nebenbei bemerkt: Das Volksbegehren war einer meiner eindrucksvollsten Misserfolge, wahrscheinlich ist es Wolfgang ähnlich gegangen. Geblieben aber ist eine Freundschaft – nein es ist eigentlich mehr, es ist eine innere Übereinstimmung und ein gemeinsames Suchen geworden. Begonnen hat es damit, dass wir uns mit der Parteienlandschaft von heute generell und mit den eigenen Parteien etwas schwertun. Sicher ist es auch darauf zurückzuführen, dass sich die politische, soziale, wirtschaftliche, aber vor allem geistige Landschaft wesentlich geändert hat. Ich behaupte manchmal: „Es ist nicht mehr meine Zeit“, und ich vermute, dass es Wolfgang ähnlich geht. Diese Versuche, die eigene Orientierung immer wieder vorzunehmen und andere zu fragen, wie sie es damit halten, hat dazu geführt, dass wir seit Jahren einen sehr regen Austausch pflegen, der in seine Aufforderung mündete, zu einem ihm und auch mir wichtigen Buch eine Einleitung zu schreiben. Dafür danke ich dir, lieber Wolfgang, gestehe aber auch, dass es mir nicht leichtgefallen ist!

Politiker sind manchmal in der Versuchung, Memoiren zu schreiben. Das Wort kommt von der „Erinnerung“! Diese liegt dem umfangreichen Werk von Wolfgang zugrunde, aber auch wieder nicht! Ich habe eher den Eindruck, dass es ihm darum gegangen ist, quasi Bilder wiederzugeben, Erfahrungen unter bestimmten Umständen, die ihm sein Leben vermittelt hat, aber ihn auch herausfordern, sich daraus ein Bild – eben ein Lebensbild – zu machen!

Es ist nicht möglich, quasi eine Nacherzählung zu geben, das könnte auch nicht der Sinn eines solchen Einleitungswortes sein. Es soll vielmehr eine kleine Meditation darüber darstellen, was mir Wolfgangs Zeilen vermittelt haben. Da ist etwa seine Verbindung zu Argentinien und im Weiteren gesehen zu Lateinamerika. Neben knappen historischen Darstellungen versteht der Autor es aber ausgezeichnet, emotionale Eindrücke wiederzugeben, Begegnungen mit Menschen zu schildern und nicht zuletzt daraus Orientierungen zu gewinnen, wie etwa durch den Papst Franziskus und seine argentinischen Wurzeln. Wolfgang ist beeindruckt vom Papst, ohne deswegen eine Lobhudelei oder gar ein frommes Werk zu schreiben. Inzwischen habe ich erfahren, dass ihm der Glaube, seine Beziehung zu Gott und die daraus gewonnenen Erkenntnisse sehr wichtig sind. Er ist weit weg von irgendwelchen fundamentalistischen Vorstellungen, sondern einfach auf der Suche nach dem Wesentlichen. Er hat mir ein Buch von Reimer Gronemeyer unter dem Titel „Tugend“ gegeben. Der Untertitel lautet: „Über das, was uns Halt gibt“. Das ist es wohl, was der Autor ausdrücken will, wenn er die Hinweise und Haltungen des gegenwärtigen Papstes beschreibt. In einem Bemühen, das auch entsprechend zu interpretieren! Dem kann ich viel abgewinnen, weil die bisherigen Papstworte bedeutsam sind, sich nicht in kirchenpolitischen Überlegungen zu ergehen, sondern auf der Suche nach dem Wesentlichen, dem Christlichen, sind. Die Auseinandersetzung über die „Nachfolge Christi“ war auch für mich in der Jugend wesentlich und wird angesichts streckenweiser Haltlosigkeit unserer Zeit, mehr noch des Fehlens einer Auseinandersetzung um die grundsätzliche Orientierung, von noch größerer Bedeutung.

Noch entscheidender aber ist für mich die Auseinandersetzung des Autors mit dem Humanum. Es würde zu kurz greifen, das als eine Unterstreichung der Menschenrechte zu sehen. Es ist vielleicht die Suche nach dem, was wirklich menschlich ist, wie es für mich etwa im Zuruf meiner Jugend, „Mensch werde wesentlich“, schon hervorgetreten ist. In dieses Kapitel kommen auch alle furchtbaren Geschichten, mit denen Wolfgang mit und ohne Politik zu tun hatte, wie etwa die Diskriminierung von Juden, Roma und Sinti, von Armen und Marginalisierten aller Art. Er beschreibt das konkret und packend, quasi als eine Herausforderung, jene Konflikte zu erkennen, die es nach wie vor reichlich gibt und in unserer Zeit alles andere als abnehmend sind. Das reicht von der Erhaltung des Friedens bis hin zu dem mangelnden Verständnis für manche Gruppen und Veränderungen, denen wir entlang der Lebenslinie von Wolfgang ausgesetzt waren und sind. Er hat dabei einen gewissen Hang zur Vollständigkeit, zur sensiblen Darstellung und zur Aufforderung, dagegen etwas zu tun. Und zwar nicht durch große Ankündigungen der Weltveränderung, sondern Praktisches in die Hand nehmen. Soweit ich ihn in den letzten Jahren verfolgt habe, praktiziert er das auf eine überzeugende Weise und so durfte ich durch ihn auch Personen kennen lernen, die das ihrerseits umgreifend unternehmen. Ein besonderes Kapitel sind für ihn jene, die, aus welchen Umständen auch immer, zu uns kommen, durch alle Arten der Migration, aber auch der Vereinsamung. Wolfgang will dabei nicht der „Obergescheite“ sein, sondern nur die Empfindsamkeit wecken, auf welche Weise die so oft sezierte Menschlichkeit in unserer Zeit verletzt wird. Dass damit Radikalisierungen verbunden sind, ist für mich außer Frage, doch nehme ich das Wort der Radikalisierung sehr ernst, weil es aus dem Lateinischen „Radix“, also Wurzel, kommt. Man kann diese Dinge nur an den Wurzeln bewältigen. Es hat keinen Sinn, dass sich die verschiedensten Gruppen oder gar Parteien wechselseitig das Versagen vorhalten, denn streng genommen haben wir alle versagt, wenn solche Situationen auftreten. Gerade unsere Zeit, die immer wieder stolz betont, dass wir seit mehr als 70 Jahren keinen Krieg haben, muss zur Kenntnis nehmen, dass es gegenwärtig viele Kriege gibt, die die Weltkugel überziehen, wobei auch die Arten der Kriege betrachtet werden müssen, die wir bisher nicht gekannt haben. Noch zu Beginn des 2. Weltkrieges hat es geheißen:

„Seit 5:45 Uhr wird zurückgeschossen“ und man hat damit das Überschreiten einer Grenze und das Entstehen von Fronten beschrieben. Fronten gibt es heute überall, im Wirtschaftsleben der Handelskriege, in der elektronischen Welt von heute durch Cyberwar, in den sozialen Auseinandersetzungen, im Kampf darum, was wir als Gerechtigkeit betrachten wollen ... Ich werde dabei immer an das schreckliche Wort der großen Teresa von Ávila erinnert: „Schlaft nicht, schlaft nicht, denn es gibt keinen Frieden auf Erden!“ Ich gestehe, dass mich dieses Wort, auf das ich in meinen Begegnungen mit der Kirche gestoßen bin, ungeheuer schockiert hat, denn ich glaubte, gelernt zu haben, dass der Glaube ja den Frieden bringt. Aber gerade daraus kann man unsere Aufgaben von heute beziehen, bei denen die Friedensstiftung wohl die herausragendste, aber auch gleichzeitig immer gefährdetste ist.

Lieber Wolfgang, dein Buch wird es schwer haben! Es braucht Kraft und Ausdauer, es zu lesen, zu begreifen, zu reflektieren und daraus Anwendungen zu ziehen. Das lässt einen sicher nicht in Frieden, sondern wühlt auf, jedenfalls ist es mir so gegangen. Aber vielleicht ist diese Art von Gewissenserforschung, ob wir alles getan haben in unserer Zeit, auch notwendig. Und daher danke ich dir für die Mühe, die du dir damit gemacht hast. Ich weiß, es war dir auch ein Bedürfnis, zwar nicht in der alten Weise der Psychologie, dass man sich mit der Niederlegung solcher Erkenntnisse auch befreit, sondern ich weiß, dass du damit weiter Verpflichtungen übernimmst, die du auf eine beeindruckende Weise nach wie vor ausübst. Ich habe lange nachgedacht, wie ich dich hier charakterisieren soll. Mir ist dabei ein Wort eingefallen, das in einer antiken Tragödie, einem äußerst komplexen Familiendrama, gesagt wird: „Nicht mit zu hassen, sondern mit zu lieben bin ich da!“ Davon hast du mit diesem Buch beeindruckend Zeugnis gegeben. Mit einem Augustinerwort möchte ich den Leser und die Leserin herausfordern: Tolle, lege! – Nimm, lies!

Erhard Busek

Vorwort

Er starb wenige Tage nach seinem Freund, dem chilenischen Präsidenten Salvador Allende, allerdings nicht durch eine Kugel, sondern im Krankbett: Pablo Neruda, der chilenische Dichter und Nobelpreisträger, der uns den „Großen Gesang“ hinterlassen hat. Sein umfangreicher Gedichtzyklus ist vor allem dem Kampf Lateinamerikas gegen den Kolonialismus gewidmet. In vielen Ländern des Kontinents wird die Verehrung für dieses Werk nur von der Bibel übertroffen. Die Rolle, die dem Dichter im Befreiungskampf der Unterdrückten zukommt, ist für Pablo Neruda klar: Er steht auf der Seite der Menschen „ohne Schuhe und Schule“.

Diese Aussage könnte auch von einem Mann stammen, der ebenfalls vom anderen Ende der Welt zu uns gekommen ist: der Argentinier Jorge Mario Bergoglio, der Welt bekannt geworden als Papst Franziskus. Sein zuletzt erschienenes Buch, „Wage zu träumen“, befasst sich, fast möchte man sagen, natürlich, mit den Armen, Ausgestoßenen und Ausgegrenzten:

„Wir können nicht von der Zukunft träumen, während wir weiterhin das Leben praktisch eines Drittels der Weltbevölkerung ignorieren, anstatt es als Ressource zu betrachten.

Ich spreche von denen, die keine reguläre Arbeit haben und am Rande der Marktwirtschaft leben. Es sind landlose Bauern und Kleinbauern, Subsistenzfischer und ausgebeutete Arbeiter, Müllmänner und Straßenverkäufer, Straßenhandwerker, Slumbewohner und Hausbesetzer. In den entwickelten Ländern sind es diejenigen, die von Gelegenheitsjobs leben. Ständig unterwegs, schlecht untergebracht, oft mit unzulänglichem Zugang zu Trinkwasser und Nahrung, leiden sie und ihre Familien unter allen möglichen Formen der Verletzlichkeit.“

Angesichts eines Menschen, der offenkundig Hilfe braucht, gehen einige ihres Weges, weil sie glauben, wichtigere Dinge tun zu müssen. Nur der Samariter, obwohl ein Fremder, erbarmt sich des Verletzten, weil er ihm in diesem Moment der Nächste ist, der der Hilfe bedarf.

Papst Franziskus erweitert den Zusammenhang:

„Armut verbirgt sich in Scham. Um sie sehen, verstehen und fühlen zu können, musst du ihr nahekommen. Man kann Armut nicht aus der Distanz verstehen, du musst sie berühren. Sie wahrnehmen und nahekommen, das ist der erste Schritt. Der zweite Schritt besteht aus konkreten und unmittelbaren Antworten, denn ein konkreter Akt der Barmherzigkeit ist immer ein Akt der Gerechtigkeit.“

Wenn ich um den Salzburger Dom spaziere, zieht es mich fast magisch zu einer Skulptur am südlichen Rundbogen: Zur „Pieta“ von Anna Chromy, einer Prager Künstlerin. Die hohle Gestalt ist für mich der Ruf nach Barmherzigkeit, wie ich ihn auch bei Bettlerinnen in der Altstadt empfinde. Hier gibt es kein „do ut des“ – es geht um das Gefühl des „Helfen-Könnens-Müssens-Sollens oder auch -Dürfens.“

Das Johannesevangelium erzählt uns, dass Jesus vor dem Pessach-Fest im Tempel die Verkäufer von Rindern, Schafen und Tauben und die Geldwechsler sitzen sah. *„Da flocht er sich eine Geißel aus Stricken und trieb sie alle samt ihren Schafen und Rindern aus dem Tempel hinaus, verschüttete den Wechslern das Geld und stieß ihre Tische um und rief den Taubenhändlern zu: ‚Schafft das weg von hier. Macht das Haus meines Vaters nicht zu einem Kaufhaus‘.“* Gemeint war dabei der auch Heiden zugängliche Vorhof und nicht das eigentliche Heiligtum.

Zwei Jahrtausende später entspricht diesem Vorhof der Salzburger Domplatz, der nicht nur den „Jedermann“ beherbergt, sondern alljährlich auch zu Weihnachten den 3 „Ps“ ausreichend Raum schafft: Punsch, Plunder und Pommes. Dagegen wäre ja wenig einzuwenden, wenn nicht die aktuelle Tempelwache sich bemüßigt fühlte, gerade diejenigen zu verjagen, denen Jesus seine Hand gereicht hätte. Dazu Stefanie Ruep im „Standard“ vom 12. Februar 2021:

„Während die Sibirienkälte eisige Minusgrade nach Salzburg bringt und alle Übernachtungsmöglichkeiten für obdachlose Menschen hochgefahren werden, muss sich eine betroffene Frau mit einem Strafbescheid auseinandersetzen. Weil sie im Dezember unter den Dombögen in der Salzburger Altstadt übernachtet hat, verhängte die Polizei eine Geldstrafe in der Höhe von 150 Euro. Falls die Strafe uneinbringlich ist, kann sie

diese in Form einer Ersatzfreiheitsstrafe von zwei Tagen in Haft absitzen. ‚Sie haben am angeführten Ort zur angeführten Zeit durch das Liegen bzw. Sitzen auf dem Boden den öffentlichen Anstand an einem allgemein zugänglichen Ort verletzt‘, lautet die Begründung im Strafbescheid.“

Alle, die in der unmittelbaren Umgebung entgegen rechtlicher Bestimmungen dreist parken bis die Poller hochfahren, haben im Gegensatz dazu wenig zu befürchten, weil nur ganz selten kontrolliert wird. Und wenn doch, dann kommen sie mit 25 Euro davon. Sechsmal falsch parken ist einmal falsch sitzen oder liegen, das ist die polizeiliche Rechenlogik in Salzburg.

Hier wie in vielen anderen Fällen gilt für mich dabei: „Ohne Zweifel für die Schwächeren“. Darüber schreibe ich in meinen Notizen.

„Im Zweifel für den Angeklagten“ ist ein Rechtsgrundsatz, der bis Aristoteles zurückgeht und ein Schutzprinzip gegen Willkür darstellt. Er konnte aber über die Jahre nicht verhindern, dass die Schwächeren in der Gesellschaft auch gegenüber der Justiz im Nachteil waren und Zweifel über Schuld oder Unschuld „Justitia“ allzu oft zumindest sehbehindert erscheinen ließen. Begonnen bei der Justiz der Sieger und Eroberer über die „Rassenjustiz“ bis hin zur „Klassenjustiz“ gibt es genügend Beispiele, dass sich die Stärkeren zumeist durchgesetzt haben.

Je mehr Lebenserfahrungen ich gesammelt habe, desto mehr hat sich daher bei mir die Einstellung festgefügt, dass es gilt, „Ohne Zweifel für die Schwächeren“ einzutreten.

Mir ist das erst so richtig bewusst geworden, als ich begann, für mich Bilanz darüber zu ziehen, was mir bedeutsam geworden ist im Laufe meines Lebens.

Ich glaube, dass ich das erste Mal wirklich Mitgefühl für jemanden außerhalb der Familie empfunden habe, als mir meine Mutter vorschlug, zur Vorbereitung eines Theaterbesuchs das „Tagebuch der Anne Frank“ zu lesen. Das Phänomen des Antisemitismus begann ich zu begreifen, als ich mich vom Holocaust ausgehend mit der Geschichte der Juden befasste. Ein erstes Buch dazu sehe ich noch bildlich vor mir: „Judenfeindschaft“, in dem religiöse, politische, ökonomische, xenophobe und schließlich

rassistische Motive für mich erkennbar wurden. Autor des 1963 erschienenen Werkes war der deutsche Historiker Karl Thieme. Die Juden waren immer eine Minderheit, die gelegentlich benützt, meist missbraucht, vielfach verfolgt und letzten Endes oft ums Leben gebracht wurde. Das ärmliche Leben im galizischen „Schtetl“, die häufigen Pogrome, das brutale Töten durch die Nazis haben ihren Geist, Witz und Optimismus nicht abwürgen können. „Nächstes Jahr in Jeruschalajim“ wurde für mich zum Ausdruck einer Zuversicht, die sich auch durch die widrigsten Umstände nicht von einem Ziel abhalten lässt, und sei es noch so weit entfernt.

Erst Jahre später wurde mir das Schicksal der größten europäischen Minderheit, nämlich der „Zigeuner“, wie sie Jahrhunderte hindurch genannt wurden, bekannt, das in manchem so sehr jenem der Juden glich. Aber gleichzeitig wurde mir auch klar, dass sie noch verächtlicher eingeschätzt wurden. Sie waren die ersten „Schwarzen“ in Europa, Jahrhunderte bevor die Portugiesen die ersten afrikanischen Sklaven „importierten“.

„*Euch kann ka Doktor net helfen.*“ – Diese Bemerkung Viktor Adlers angesichts des Elends der Wienerberger Ziegelarbeiter war für mich ein Auslöser, mich mit den Ideen der Sozialdemokratie auseinander- und für die gesellschaftlich Schwachen einzusetzen.

Und so gehörte auch ich zu den belächelten, als naiv und blauäugig abgewerteten „Gutmenschen“, die in den Septembertagen des Jahres 2015 auf dem Salzburger Hauptbahnhof gestrandeten Menschen ein „Willkommen“ bieten wollten.

Dass meine Frau dann für einige Jahre einer siebenköpfigen syrischen Flüchtlingsfamilie eine Wohnmöglichkeit bot, hat bei nicht wenigen Menschen aus unserem Bekanntenkreis für Kopfschütteln gesorgt. Wir haben auf der anderen Seite Menschen kennengelernt, die dieser Familie in vielerlei Hinsicht geholfen haben und uns durch ihre Uneigennützigkeit und Hilfsbereitschaft wertvoll geworden sind. Das entschädigt mich für vieles. Ich bin dankbar dafür, dass meine Familie großes Verständnis für mein Denken hat und mich auch immer wieder unterstützt.

Und ich schöpfe Kraft aus meiner Freundschaft zu dem Jesuitenpater Georg Sporschill, der mir mit seiner uneigennützigen Tatkraft und seinem langen Atem der Hilfsbereitschaft ein großes Vorbild ist. Ein Leben lang

auf der Seite der Geplagten zu stehen und trotzdem nicht den Optimismus zu verlieren gehört zu seinen Stärken, die ich bewundere.

Ich möchte ein wenig beitragen zu einer Kultur des Mitlebens, wie sie Norbert Blüm in seinem Buch „Aufschrei“ – für mich sein Vermächtnis – einfordert:

„Gegen den allesfressenden kalten Egoismus, der von moralischer Unempfindlichkeit geprägt ist, könnte eine Kultur des Mitleids die erste Schutzmauer bilden.

Emotionen bilden jene Aufregungen, welche imstande sind, die kalte Kalkulation des Vorteils aus der Bahn zu werfen. Das Mitgefühl erhebt Einspruch gegen die Rücksichtslosigkeit der Übervorteilung des anderen. Mitleid, eine Stufe höher, gründet im Mitleben, ist also auch mit der Einladung versehen, die Welt mit den Augen des Mitmenschen zu betrachten.“

Daraus ergibt sich der Anspruch auf Solidarität mit jenen, die auf der schwächeren Seite stehen. Für mich ist das nicht Gefälligkeit, sondern Bringschuld derer, die vom Schicksal begünstigt sind.

Ich gehöre sicher zu den Menschen, deren Sonnenseiten des Lebens die Regentage bei weitem überwogen haben und die daher denjenigen gegenüber verpflichtet sind, die in erster Linie auf der „Schattseite“ leben. Darüber möchte ich erzählen in diesem Buch und einfach zum Nachdenken anregen.

*„Kämpfe für das, was dir wichtig ist.
Aber mache es so, dass andere mit dir gehen.“
Ruth Bader Ginsburg*

(linksliberale Verfassungsrichterin in den USA, die im September 2020 im Alter von 87 Jahren verstorben ist).

Sie verkörpert jenes Amerika der Freiheit, der Demokratie und der Toleranz, dem ich mit großem Respekt und Sympathie begegne.

In einem Urteil zwang sie eine Militärakademie, auch Frauen auszubilden, nachdem es 157 Jahre nur Männer waren, die aufgenommen wurden.

So energisch wie sie sich für gleichen Lohn für gleiche Arbeit einsetzte, stemmte sie sich gegen Versuche, das Recht auf Abtreibung einzuschränken. Eine Regierung sei nicht befugt, anstelle der Frauen, die es betreffe, in dieser Sache zu entscheiden, argumentierte sie. Ihre unbeugsame Haltung kann uns allen zum Vorbild dienen.

Stationen meines Lebens

Wie immer auf einer Reise gibt es Stationen, an die man sich gar nicht mehr erinnert, weil sie bedeutungslos waren, andere, an die man sich gar nicht mehr erinnern möchte, weil sie mit schmerzhaften Erlebnissen verbunden waren und wiederum andere, die einem überdeutlich geblieben sind, weil man immer wieder auf sie zurückkommt, da sie in dem Fahrplan der Erinnerungen einen besonderen Platz einnehmen.

Daraus ergibt sich automatisch, dass Mitreisende sich genauso an die eine oder andere Station erinnern werden, andere ihre eigenen Geschichten hinzufügen, weil sie ihnen bedeutsam geworden sind und wiederum andere Stationen für sie verblasst sind, weil sie nur mir wichtig waren.

So gesehen kann ich nur eine persönliche Geschichte meiner Reise erzählen und sehe den Zweck darin, dass zumindest die, die mir nahe sind oder mich über die Jahrzehnte kennengelernt haben, nachvollziehen können, warum ich so geworden bin wie ich bin.

Als ich begonnen habe, über mein Projekt nachzudenken und mir erste Notizen machte, ist mir nach einiger Zeit aufgefallen, dass die meisten Ereignisse, von denen ich glaube, dass sie mich geprägt haben, in die ersten drei Jahrzehnte meines Lebens gefallen sind.

Natürlich hat sich auch dann später das eine oder andere in meinem Denken verfeinert und hinzugesellt, aber die meisten Erfahrungen, die mich bis heute beeinflussen, habe ich in der Zeit gemacht, die, bei einer oberflächlichen Betrachtung meiner Biografie, wahrscheinlich als die weniger bedeutsamen eingeschätzt würden.

Argentinien – Österreich

Vage Erinnerungen an die frühen Jahre

Und so möchte ich mit dem beginnen, woran ich mich nur äußerst unscharf und eher schemenhaft erinnern kann, an die ersten Jahre meines Lebens.

Ich habe mich öfters darüber gewundert, mit welcher Selbstverständlichkeit Menschen von Erlebnissen erzählen, die in die ersten drei, vier Jahre ihres Lebens zurückreichen, wobei ich mich oft nicht des Verdachtes erwehren konnte, dass hier immer wiederkehrende Erzählungen der Mütter und Väter aber auch der Großeltern und älterer Geschwister in einen Strom zusammenfließen, der sich dann im Laufe der Zeit zu scheinbar eigener Erinnerung verdichtet. Wahrscheinlich hat man mir auch zu wenig über die frühere Jugend erzählt, sodass ich weithin auf das eigene Erinnern angewiesen bin, und da fehlen mir klare, erkennbare Bilder, als wären sie von einem grauen Nebel verhüllt, durch den höchstens verschwommene Konturen sichtbar werden.

Und so weiß ich sehr wenig über jene düstere Zeit unmittelbar nach dem Krieg, als ich von meinen Eltern von Europa nach Südamerika mitgenommen wurde. Manchmal scheint mir das eine oder andere Bild etwas schärfer zu werden – wie etwa jenes über manche Nacht in einem Saal mit vielen Betten, vielleicht auf dem Schiff, mit dem wir die Überfahrt unternommen haben.

Zu jener Zeit sagte man, sie suchten das Glück in der Fremde oder waren auf Abenteuer aus, wollten eine neue Heimat finden, sich einer neuen Herausforderung stellen oder was immer an euphemistischen Begriffen bereit stand.

Die Wahrheit ist viel banaler: Meine Mutter kam aus einer deutschstämmigen argentinischen Familie, war nach einer Europareise mit ihrem Großvater durch den Zweiten Weltkrieg gezwungen, in Österreich zu bleiben, lernte dann meinen Vater kennen und entschloss sich gemeinsam mit ihm nach der Geburt meiner jüngeren Schwester Ende der 40er-Jahre dorthin zurückzukehren, wo die Spanier das Silber vermuteten und daher dem Land den Namen „Argentinien“ gaben.

Und im übertragenen Sinne war es ja auch das Silber, das meine Eltern bewog, dem Anbot ihrer Familie jenseits des Atlantik zu folgen, denn immerhin war es eine Chance, der Tristesse der Nachkriegszeit zu entkommen und im damals fünftreichsten Land der Welt leben zu können. Also waren sie in Wahrheit „Wirtschaftsflüchtlinge“ ohne so genannt zu werden, denn erst zwei Jahrzehnte später wurde für deutsche Einwanderer aus dem damaligen Ostblock dieser Begriff verwendet, da man keine politischen, sondern nur ökonomische Fluchtgründe zu erkennen glaubte. Ein weiteres Jahrzehnt später wurde er wieder aufgegriffen und nun vor allem in Bezug auf Asylwerber aus der Dritten Welt verwendet. Wie wir aus leidvoller Erfahrung wissen, gehört er seither zu den wichtigsten sprachlichen Mitteln, um Flüchtlingen die Notwendigkeit zur Flucht abzusprechen und ihnen abwertend einen Missbrauch des Asylrechtes vorzuwerfen.

Das sind dann die „Scheinasylantenlawinen“, die über uns hereinbrechen, und man vermeidet dabei geradezu akribisch, etwa von „Elendsflüchtlingen“ zu sprechen, weil darin ja womöglich ein Ansatz von Mitleid erkennbar sein könnte.

Vielleicht war aber die Tatsache, dass auch meine Eltern sich bemühten, in ein besseres Leben aufzubrechen, mitentscheidend für meine spätere Haltung gegenüber diesem Schicksal so vieler Menschen, die sich zu uns auf den Weg machen. Also waren wir in dieses Land neuer Hoffnungen gezogen und fanden nach einer langen Schiffsreise zunächst Aufnahme bei Verwandten, bis wir nach kurzer Zeit in ein Reihenhaus übersiedelten, das sich in meiner späteren Betrachtung als Teil einer Werkarbeitersiedlung herausstellte.

Mein Vater, der mit 23 Lebensjahren aus einem furchtbaren Krieg nach Hause zurückgekehrt war, dessen Ende er nach einem psychischen Zusammenbruch in einem Grazer Irrenhaus erlebte, hatte am Reinhardt-Seminar Regie gelernt und auch das Mozarteum in Salzburg besucht. Es wurden ihm gute Karrierechancen prophezeit. Aber er scheint sich vollkommen im Klaren gewesen zu sein, dass diese Ausbildung ihn zwar persönlich bereicherte, aber keine Basis für eine Erwerbsarbeit in einem fremden Land schuf, und so hatte er überhaupt kein Problem (das hat mir

meine Mutter so berichtet), am Rande der Großstadt als Arbeiter in einer Fabrik in ein neues Leben zu starten.

Er sollte das auch in den nächsten Jahren bleiben, wobei ihm, wiederum nach den Erzählungen meiner Mutter, immer verantwortlichere Aufgaben als Vorarbeiter zugewiesen wurden. Aber er blieb in dem Milieu, das man später einmal das der „blue-collar-Arbeiter“ nennen sollte, ohne dass ihm das irgendwelche Schwierigkeiten bereitet hätte. Die wenigen Male, zu denen er später darauf zu sprechen kam, war bei ihm sogar eine gewisse Freude an manueller Tätigkeit mit sichtbaren Ergebnissen zu erkennen. Damit möchte ich sagen, dass ich an ihm nie irgendwelche Statusprobleme erkannt hatte, die ihn verlorenen Chancen nachtrauern hätten lassen. Auch wenn er es nie so explizit ausgedrückt hat: In Wahrheit ist er mit seiner wachen Intelligenz ein Mensch geblieben, der sich beim „kleinen Mann“ wohlfühlt hat, auch weil er sich selbst so gesehen hat.

Descamisados – Die „Hemdlosen“

Die ersten wirklich festen Erinnerungen, die ich besitze, sind mit dem Beginn meiner Schulzeit verknüpft.

Ich wuchs zweisprachig auf und kam zunächst einmal in eine Schule, in der der Unterricht sowohl auf Deutsch als auch auf Spanisch gehalten wurde. Ich kann mich nicht erinnern, dass es mir schwergefallen wäre, von der einen in die andere Sprache zu wechseln, sondern es war dies für uns Kinder eine Selbstverständlichkeit, über die wir nicht lange nachzudenken brauchten. Vor allem war es eine unerlässliche Notwendigkeit, um Spielkameraden gewinnen zu können.

Villa Ballester, der Stadtteil von Buenos Aires, in dem wir lebten, war damals noch am Rande der Millionenmetropole gelegen und in meinen Augen der äußerste Vorposten einer gemauerten Zivilisation, denn jenseits der Nationalstraße, die man durch einen Fußgängertunnel unterqueren musste, lebten die „Descamisados“, also die Hemdlosen, was die geläufige Bezeichnung für die Ärmsten der ohnehin Armen war.

Es war auch der Beginn einer staubigen Grassteppe, die meine Eltern als „Pampas“ bezeichneten, in die wir gelegentlich Ausflüge machten, und

dabei habe ich noch heute den wunderbaren Duft der Eukalyptusbäume in Erinnerung.

Gerüche sind etwas, was im Gedächtnis haften bleibt, und wenn ich in den letzten Jahren durch Nordargentinien oder Uruguay gefahren bin, dann kamen immer wieder Erinnerungen hoch, die mit dem Duft von Pflanzen, Gräsern und auch Bäumen verbunden waren.

Die Descamisados waren zumeist indigener Abstammung und lebten in einfachsten Hütten, die meine Eltern als „Ranchos“ bezeichneten.

Ich weiß, dass das keine korrekte Übersetzung von „Elendshütte“ in das Spanische ist, doch es ist jenes Wort, das meine Eltern verwendeten, obwohl es im alltäglichen Sprachgebrauch eigentlich eher für bäuerliche Hütten angewendet wird. Wenn ich also die Menschen, auf die wir da trafen, mit den Augen eines Kindes von damals beschreiben muss, so waren es durchwegs sehr freundliche Menschen, deren oft zerlumptes Aussehen den oberflächlichen Eindruck von Verwahrlosung machte.

Dort wo wir lebten, war bereits damals die „Zwei-Kinder Familie“ die Regel und so fiel es mir auf, dass hier auf engstem Raum eine Vielzahl an Kindern jeder Altersstufe herumtollte.

Was diese Besuche allerdings für mich besonders attraktiv machte, war die Tatsache, dass die Väter dieser Kinder, obwohl sie praktisch nichts hatten, aus leichten dünnen Hölzern mit durchsichtigem Seidenpapier jeder Farbtönung wunderbare Kastendrachen bastelten, die die Kinder in den Himmel steigen ließen.

Viele Jahre später war es der heutige Papst, der in einer seiner Ansprachen erwähnte, er habe selten in seinem Leben so viel Freude erlebt wie bei seinen Besuchen bei den Armen in Buenos Aires. Dieser Papst ist mir nicht nur nahe, weil er Argentinier ist, sondern weil ich bei ihm in besonderer Weise den Auftrag von Jesus Christus verwirklicht sehe, nämlich sich um die Armen und die Schwachen in der Welt zu kümmern.

Dieses Elend und die damit verbundenen Schicksale kennen zu lernen hatte Papst Franziskus ja in seiner Zeit als Priester und später Bischof von Buenos Aires genügend Möglichkeiten, und wenn man sein „Evangelii Gaudium“ liest, mit dem er bald nach seiner Wahl die Grundsätze seines Denkens und Handelns beschrieben hat, so wird man daran erinnert, warum man eigentlich Christ ist. Oder zumindest warum man es sein könnte.

Die Haltung dieses Papstes bestätigt mich auch in vielem, bei dem mein Denken auf Widerstand oder Ablehnung stößt.

Sie gibt mir damit geistigen Halt und die Sicherheit, dass ich nicht ganz falsch liegen kann, mit dem was ich tue, denke und fühle.

Noch etwas bleibt mir aus meiner argentinischen Zeit und damit meiner Kindheit in besonderer Erinnerung: Wir wohnten in einem sehr einfachen Reihenhaus mit einem kleinen Garten, das die Fabrik zur Verfügung gestellt hatte, in der mein Vater arbeitete. Noch heute könnte ich einen ungefähren Plan mit Grund- und Aufriss von diesem bungalowartigen Haus zeichnen, weil sich im und rund um das Haus, mit Ausnahme des Schulbesuches und gelegentlichen Fahrten zu Verwandten in andere Stadtteile, mein kindliches Leben abgespielt hatte.

Ich weiß noch, dass neben uns Ungarn wohnten, dann kam das Haus der Polen und schließlich auch Deutsche. Es war ein bunt zusammengewürfelter Haufen an Neueinwanderern, die gleich einem wachsenden Baum in den äußersten Jahresringen der Stadt lebten. Jeder kam von irgendwo her, hatte irgendetwas zu erzählen, und das Leben nebeneinander und bei den Vätern zusammen in der Fabrik war verbindender als die Unterschiede von Nationalität und Herkunft.

Meine Mutter war in Argentinien geboren und aufgewachsen, da ihr Vater 1911 dorthin ausgewandert war, währenddessen mein Vater seine Kindheit und Jugend in Österreich und später an verschiedenen Kriegsfrenten verbracht hatte.

Für sie war es also ein Leichtes, sich zu unterhalten, doch mein Vater und unsere Nachbarn, die ja unterschiedlichster Herkunft waren, mussten sich mühsam mit dem wenigen Spanisch behelfen, das sie gleich nach ihrer Ankunft gelernt und nicht besonders weiterentwickelt hatten. Viel begreifen konnte ich damals als Kind natürlich nicht, und so wurde mir erst Jahre später bewusst, dass es auch Alteingesessene gab, die auf ihre ursprünglich spanische Herkunft stolz waren und damit ihren Status gegenüber „Späteinwanderern“ zu verteidigen versuchten.

San Martin, Simon Bolivar und andere Helden meiner Kindheit

Alles in allem verlebte ich eine unbeschwerte Kindheit und nahm das pulsierende Zentrum der Stadt mit den breiten „Avenidas“, dem „Cabildo“, also dem alten Bürgermeisteramt sowie der „Casa Rosada“, dem Präsidentenpalast, in meine bildhafte Erinnerung auf.

Was ich zwar im Gedächtnis behalten, aber erst sehr viel Zeit später so richtig einordnen konnte, war die Tatsache, dass wir in einem Land lebten, in dem in allen Lebensbereichen Nationalismus und Personenkult betrieben wurden.

Noch heute ist mir die Rolle und Persönlichkeit von General San Martin in fester Erinnerung, die wir in der Schule als die eines herausragenden Befreiers und Begründers der Unabhängigkeit vermittelt bekamen. Ihm ebenbürtig zur Seite stand der zweite Held meiner frühen Jugend, nämlich Simon Bolivar, und ich wurde mir erst später bewusst, dass er es eigentlich gewesen war, dem wir die republikanische Entwicklung nach den Freiheitskriegen zu verdanken hatten, denn San Martin hätte eher eine Monarchie nach spanischem Muster vorgezogen, wie sie damals in Brasilien noch Jahrzehnte hindurch bestanden hat.

Ich habe die Bilder von farbenprächtigen Uniformen, goldenen Epauletten, Offizieren hoch zu Ross mit einem Säbel in der Hand, einfachen Soldaten, die mit Gewehren vorwärtsstürmen und ähnliche Schlachtenbilder im Kopf, wenn ich an meine frühe Schulzeit denke.

Offensichtlich waren die Bildungsziele auch darauf angelegt, vom ersten Schultag an Begeisterung für die Helden an der Spitze der Nation zu entfachen und ihr Vorbild als richtungsweisend für das eigene Verhalten darzustellen.

Wer von uns wäre nicht gerne ein kleiner Bolivar oder San Martin gewesen. Aber überstrahlt wurden alle diese Bilder in meiner Erinnerung von Präsident Sarmiento, dargestellt als würdiger alter Herr auf einer Art „Herrscherthron“ sitzend, der uns, aus welchen Gründen auch immer, als Vorbild besonders eindrucksvoll nahegebracht wurde.

Vielleicht war das der Tatsache zuzuschreiben, dass er der Autor eines der berühmtesten Zeugnisse der argentinischen Literaturgeschichte war. Gegen die landeseigene „Barbarei“, die sich für ihn in der Landbevölkerung, vor allem in Indigenen und Gauchos verkörperte, hoffte Sarmiento

auf europäische Einwanderer, die das Land verstädtern und „zivilisieren“ sollten. Europa war das Vorbild, an dem man sich orientieren wollte, und die Einwanderer waren die erwünschte Grundlage dafür.

Was uns allerdings in der Schule nicht vermittelt wurde und was leider sehr typisch für den damaligen Zeitgeist war, war die Verachtung, von der die indigene Urbevölkerung betroffen war. So schreibt Domingo Faustino Sarmiento in seinem Buch „Barbarei und Zivilisation“ (1845):

„Wird es uns gelingen, die Indianer auszurotten? Für die Wilden Amerikas empfinde ich einen unüberwindbaren Widerwillen, gegen den ich keine Abhilfe weiß. Dieses Gesindel besteht nur aus ekelhaften Indianern, die ich aufzuhängen befehlen würde, wenn sie wiederauftauchten“. Er spricht dann „von zwei Indianern, die er als verlaust bezeichnet, weil in seinen Augen alle so sind.“

„Unfähig zum Fortschritt ist ihre Vernichtung von der Vorsehung bestimmt und nützlich, sublim und großartig. Sie müssen ausgerottet werden ohne Erbarmen für den kleinen Nachkommen, der schon über den instinktiven Hass auf den zivilisierten Menschen verfügt.“

Wie innerlich zerrissen er als Mensch gewesen sein muss, zeigt sich allerdings daran, dass er in dem gleichen Buch über die Untaten eines seiner Vorgänger, nämlich des Diktators Rosas, berichtet und ein Massaker anführt, bei dem 44 „Indianer“ auf einem Platz in Buenos Aires erschossen wurden.

Und er fügt an *„... um alle Welt vor Schreck über dieses Blutbad erstarren zu lassen, dessen Opfer sicherlich Wilde, aber doch schließlich Menschen waren“*. Möglicherweise ging es ihm nur darum, die Untaten seines verhassten Vorgängers Rosas anzuprangern, ohne zu bedenken, dass er eines ähnlichen Geistes Kind war.

Diese Geschichte über die „Wilden“ in den Augen der Weißen ist mir insofern wichtig, als auch noch heute in Argentinien vielfach eine Geringschätzung jenen Menschen gegenüber anzutreffen ist, die indigene Wurzeln besitzen. Von daher erklärt es sich auch, warum so viele bemüht sind, sich als Weiße und Spanier oder Italiener, vielleicht auch als Polen und Deutsche zu bezeichnen und auf die indigenen Anteile in der eigenen Familie schlicht vergessen oder sie gar leugnen.

Ich selbst kann mich an einen früh verstorbenen Verwandten erinnern, der Indio hieß, was auf seine Abstammung hindeutete, aber ansonsten waren wir eine durch und durch „weiße“ Familie mit Vorfahren in Deutschland und Spanien. Ein Familienname, nämlich „Rübsamen“, bezog sich möglicherweise auch auf jüdische Wurzeln.

Rassismus ist auch in Südamerika ein leider weit verbreitetes Phänomen und gerade jetzt wird am Beispiel des rechtsradikalen brasilianischen Präsidenten Bolsonaro wieder einmal überdeutlich, welche Überheblichkeit viele Weiße an den Tag legen, wenn es darum geht, ihre scheinbare Überlegenheit zu verteidigen und ihre angemäßen Privilegien zu rechtfertigen.

Die Kolumbianerin Plumelle-Urbe hat in ihrem Buch „Die weiße Barbarei“ eine Begegnung geschildert, die sie in Paris mit einer Peruanerin hatte, die sofort betonte, ihr Großvater sei Franzose gewesen, ihre Eltern hätten in Frankreich studiert und ihr Mann komme natürlich ebenfalls von hier, um dann hinzuzufügen:

„Ich habe immer davon geträumt, ein blondes Kind mit blauen Augen zu haben. Das ist mir geglückt, und dabei belasse ich es.“ Die Frage der Autorin, ob sie befürchte, ein zweites Kind könnte weniger blond sein als das erste, bejahte sie zögernd, beeilte sich aber hinzuzufügen, dass das unwahrscheinlich sei, da in ihrer Familie alle weiß seien. Diese bedauernswerte Peruanerin, eine Nachfahrin von Indianern, verheiratet mit einem Franzosen und Mutter eines blonden, blauäugigen Kindes, schloss die Möglichkeit einer zweiten Schwangerschaft aus, um nicht ein Kind zur Welt zu bringen, das möglicherweise nicht blond sein und, wer weiß, sogar indianische Züge aufweisen könnte.

Zurück nach Europa

Nach Österreich kamen wir 1955 nach einer doch längeren Schiffsreise, denn zu Fliegen war damals noch nicht möglich.

Eigentlich war es meine zweite Schiffsreise, denn wir hatten ja sechs Jahre zuvor bereits die Überfahrt von Genua nach Buenos Aires angetreten, doch in meiner bleibenden Erinnerung prägten sich erst die Bilder dieser zweiten Fahrt nachhaltig ein.

Es war ein italienisches Schiff namens „Conte Grande“. Wie ich mittlerweile nachgelesen habe, war es ein sehr eleganter Dampfer aus den 20er-Jahren. Das Schiff hatte einen langen schwarzen Rumpf, weiße Deckaufbauten, zwei Promenadendecks und zwei rot-schwarz gestrichene Schornsteine. Die Überfahrt dauerte drei Wochen, wobei an zwei Ruhetagen in Rio de Janeiro und auf den Kanarischen Inseln Gelegenheit war, Land und Leute ein wenig kennenzulernen.

Meine Mutter und meine Schwester hatten gemeinsam mit mir eine 3-Personen-Außenkabine, sodass wir auch durch die Luke das Meer beobachten konnten. Sowohl die Landgänge als auch die Überfahrt selbst haben in mir viele Bilder hinterlassen, die ich heute noch – also nach immerhin 65 Jahren – recht lebendig in Erinnerung habe.

Am meisten hat mich das Meer in seinen vielfältigen Ausdrucksformen beeindruckt. Ich konnte stundenlang die Wellen mit ihren weißen Schaumkronen beobachten, die langsam verschwanden und auf die wechselnden Farben blicken, die von tiefblau über meeresgrün bis zu einem bleiernen Grau reichten.

Diese Liebe habe ich beibehalten und im Laufe meines Lebens praktisch auf allen Weltmeeren Reisen unternommen, die mich vom Nordkap und nördlichen Alaska bis hinunter ans Kap Hoorn führten.

Im allerletzten Teil unserer Reise – wir waren bereits im Golf de Lyon – gerieten wir in einen schlimmen Sturm. Seit damals weiß ich, dass ich absolut seefest bin, weil ich, auch im Gegensatz zu vielen Mannschaftsmitgliedern, völlig unbeeindruckt vom hohen Wellengang und dem starken Schwanken des Schiffes war.

Die Strecke von Genua nach Salzburg legten wir schließlich mit einer Zwischenstation bei Verwandten in Mailand im Zug zurück, und in Salzburg wartete dann eine besondere Überraschung auf uns.

Erste Eindrücke: GI's und Straßenkreuzer

Im Haus meiner Großeltern, welches recht geräumig war, hatte sich in den Jahren unserer Abwesenheit ein afroamerikanischer Sergeant mit seiner deutschen Ehefrau einquartiert. Er hatte angeboten, uns mit seinem Straßenkreuzer vom Hauptbahnhof in Salzburg abzuholen.

Es war das erste Mal, dass ich ein derartiges Auto aus der Nähe betrachten konnte und sogar darin Platz nehmen durfte, was bei mir ein Gefühl des besonderen, aber leider nur geliehenen Luxus auslöste.

In den wenigen Monaten, die die amerikanischen Soldaten noch in Österreich verblieben, kam ich in den Genuss der Großherzigkeit dieses Afroamerikaners und seiner Frau, die uns mit amerikanischen Lebensmitteln und Süßigkeiten geradezu überhäufteten.

Menschen mit einer anderen Hautfarbe waren schon damals nichts Ungewöhnliches für mich, da ich ja mit Ausnahme von Asiaten (die es im Gegensatz etwa zu Peru, wo eine beträchtliche japanische Kolonie bestand, in Buenos Aires nicht gab) daran schon aus Argentinien gewöhnt war.

Beim Abzug der amerikanischen Streitkräfte aus Österreich wurde dieser Sergeant dann in Deutschland stationiert und hat uns in den darauffolgenden Jahren mehrfach in Grödig besucht.

Seine Autos wurden immer eleganter und gerade das letzte, in dem ich noch mitfahren durfte, hatte cremefarbene und pastellfarbene rosa Töne und schien mit den riesigen Heckflügeln mir überhaupt der Inbegriff von automobilem Luxus zu sein. Mit offenem Dach durch die Gegend zu fahren, dabei amerikanische Musik zu hören, ein Cola und Eis geschenkt zu bekommen und das Ganze einfach zu genießen, war für mich ein nachhaltiger Eindruck dessen, was ich später als Teil des „American Way of Life“ kennenlernen sollte.

Wir kamen zu einem Zeitpunkt, als der österreichische Außenminister Figl vom Balkon des Schlosses Belvedere die bereits berühmt gewordene Feststellung treffen konnte:

„Österreich ist frei“

Mein nächster Dank gilt also der Tatsache, dass ich ohne selbst etwas dazu beigetragen zu haben, in ein freies Land kam und noch dazu in eine Besatzungszone, die im Vergleich zum östlichen Teil des Landes, durch die Präsenz der amerikanischen Streitkräfte absolut bevorzugt war.

Ich habe die abziehenden amerikanischen Soldaten, als freundliche und fröhliche junge Männer in Erinnerung, die noch dazu mit kleinen Geschenken wie Bonbons und Schokolade sehr freigiebig waren.

Aber natürlich gab es für mich auch viele Dinge in dieser neuen alten Heimat, die recht gewöhnungsbedürftig waren. Die Straßen in Grödig waren schmal, viele nicht asphaltiert, sondern mit einer Schotterdecke versehen, die Häuser klein und niedrig. Es gab weder Pizza noch Empanadas und auf den Bäumen neben den Wegen hingen nicht Orangen oder Mandarinen, sondern kleine saure Äpfel und Birnen, aus denen allenfalls Most gemacht wurde.

Durch den Ort wurden von den Bauern Kühe auf die Wiesen getrieben und statt Steppengras und Eukalyptusbäumen gab es Weizenfelder mit Mohnblumen darin. Die Milch holten wir vom Hof, Weißbrot gab es selten und wenn, dann in Form von mir bis dahin unbekanntem Semmeln; schwarzes Brot hatte ich bis dahin noch nie gegessen. Der Keller war voll von Einweckgläsern, und statt Fleisch aßen wir viele Obstspeisen und Gemüse, die mit Schmarrn und Omeletten serviert wurden und mir ebenfalls unbekannt waren. Einzig Kuchen und Torten waren mir nicht fremd, erstaunt hat mich, dass Marmeladen nicht aus Orangen und Tomaten, sondern aus Marillen und Pflaumen bereitet wurden.

Meine ersten Weihnachten in Europa waren nicht brütend heiß wie in Argentinien. In dieser Jahreszeit lernte ich auch den ersten Schnee meines Lebens kennen, von dem ich bis dahin nur aus den Briefen der Großeltern gehört hatte.

Tannenbäume waren etwas Neues für mich, und einen See samt Bergen hatte ich ebenfalls noch nicht gesehen. Ich wunderte mich, dass es auf den Bauernhöfen, aber auch den Feldern, keine Pferde gab, und einen Hund hatten hier im Gegensatz zu Buenos Aires nur die wenigsten Familien. Und vor Schlangen musste man sich nicht fürchten, denn die meisten waren im Gegensatz zu ihren argentinischen Artgenossen nicht giftig, und man sah sie kaum. Noch heute erinnere ich mich an die Geschichten von zischenden und zubeißenden Klapperschlangen, mit denen meine Mutter uns Kindern jene Angst einjagte, die uns davon abhalten sollte, überall hinzugreifen.

Für meine Klassenkameraden, die allesamt aus Arbeiter- und Bauernfamilien stammten (mit einer Ausnahme, nämlich der Tochter des örtlichen Arztes), war ich ein Exot. Ich gefiel mir in der Rolle des Erzählers, der aus seiner Fantasie heraus alle möglichen mit Übertreibungen versehenen Abenteuer ersann, die ich angeblich in der fernen Wildnis erlebt hatte (die ich ja tatsächlich nie kennengelernt hatte außer vom Hörensagen meiner Verwandten).

Wenn ich vielleicht gelegentlich allzu sehr übertrieb und mit ungläubigen Fragen konfrontiert war, dann sagte ich ganz einfach: „Fragt doch meine Mama!“ In Wahrheit hatte ich, so wie die meisten Hauptstadtbewohner, kaum die Umgebung kennengelernt, von anderen Teilen des riesigen Landes ganz abgesehen.

Wenn ich heute meine Verwandten treffe, so bin ich es, der von Ushuaia über Rio Gallegos im Süden bis Mendoza im Westen, Cordoba, Rosario und Santa Fe im Norden Regionen und Städte kennt, in die die meisten „Portenos“ (so bezeichnen sich die Hauptstadtbewohner) noch nicht gekommen sind. Auch das ist leider Ausdruck der beengten finanziellen Verhältnisse, die heute in der ehemals breiten Mittelschicht herrschen.

Alles in allem war es eine schöne Zeit, die ich in Grödig verbrachte, die ein Jahr nach unserer Ankunft dadurch gekrönt wurde, dass auch mein Vater zu uns stieß. Er war länger geblieben, um den Hausstand auflösen zu können und war dann auf derselben Route wie wir nach Salzburg gekommen. Der einzige Unterschied bestand darin, dass zu diesem Zeitpunkt unser amerikanischer Gast bereits nach Deutschland abgezogen war, sodass mein Vater mit dem Autobus nach Grödig fahren musste. Meine Großmutter, die dann leider nicht mehr allzu lange leben sollte, stand mit uns am Beginn der Einfahrt in unser weitläufiges Grundstück, und wir blickten gebannt über die Felder bis wir meinen Vater mit einem riesengroßen Koffer auftauchen sahen.

Da hielt es uns nicht länger, und meine Großmutter voran mit den Kindern im Schlepptau liefen ihm entgegen.

Auch dieses Bild habe ich noch so gut im Kopf als wäre es gestern gewesen, ebenso wie die Erinnerung an den Tag, an dem er gestorben ist, mit nicht einmal 58 Jahren.

Auf den seltenen Spaziergängen im Zentrum von Buenos Aires kamen wir bevorzugt auf den Hauptplatz der Stadt, der nahe beim Hafen gelegen war, wo wir uns zuvor die großen Passagierdampfer angesehen hatten. Mich interessierten dabei besonders die „Casa Rosada“, also der Sitz des Präsidenten, und das „Cabildo“, ein ehrwürdiges altes Gebäude, in dem seinerzeit der Bürgermeister von Buenos Aires residierte.

Mittlerweile hatte ich erfahren, dass der Präsident von Österreich im fernen Wien lebte und zwar auch in einem Schloss gewaltiger Dimension, das ursprünglich dem Kaiser gehört hatte (eine Monarchie war ein absolutes Novum für mich).

Aber von meinem Großvater wollte ich wissen, wo denn der Sitz des Größiger Bürgermeisters sei. Zunächst gingen wir zu einem unbedeutenden Haus in der Hauptstraße, in dem neben der Post und der Gendarmerie auch das Gemeindeamt untergebracht war, was mich schon recht enttäuschte, denn dieses bestand nur aus zwei dunklen Räumen. Da der Bürgermeister, der zu den persönlichen Freunden meines Großvaters zählte, zu Hause war, gingen wir ihn anschließend dorthin besuchen.

Es war nur ein kurzer Weg, der uns zum Fuße des Untersberges führte und zu meinem Erstaunen, ja fast Entsetzen, ging mein Großvater hinter ein großes Garagen- und Mechanikergebäude, wo wir über eine Treppe zu einer Kellerwohnung gelangten. Dort wohnte der Bürgermeister mit seiner Frau in einer dunklen 2-Zimmerwohnung und empfing uns sehr gastfreundlich, aber auch neugierig auf den Zuwanderer.

Ich durfte dann von Argentinien erzählen, und ich hoffe noch heute, dass mir das Erstaunen über die armseligen Wohnverhältnisse dieses österreichischen Bürgermeisters nicht allzu sehr anzusehen war. Der Wert des Amtes verblasste dann in meinen Augen einigermaßen.

Mein Großvater erklärte mir, dass der Bürgermeister, so wie er selbst, Sozialist sei und hauptberuflich eine Arbeit als Schlosser gefunden habe, denn die Funktion des Bürgermeisters sei eine fast ehrenamtliche und wurde nur nebenberuflich ausgeübt.

Ich konnte damals nicht ahnen, dass ich eineinhalb Jahrzehnte später selbst Obmann dieser sozialdemokratischen Organisation sein sollte, die in ihrer besten Zeit fast 700 Mitglieder umfasste und zu den stärksten im Lande Salzburg zählte.

Dies stellten meine ersten Schritte in der Politik dar. Ich glaube, dass mein Großvater, ohne dass er es ausdrücklich sagte, recht stolz darauf war, dass ich in der Gemeinde, in der er so lange als Lehrer gelebt hatte, zum Obmann der Sozialdemokraten gewählt worden war.

Dass ich gar nicht so viele Jahre später auch Obmann dieser Partei im gesamten Land Salzburg werden sollte, hat er dann leider nicht mehr erlebt.

Aber gerade in Grödig habe ich die Sozialdemokratie an ihrer Basis kennengelernt, viele ihrer Funktionäre sind mir auch zu persönlichen Freunden geworden und haben sicher dazu beigetragen, dass ich die Bodenhaftung auch später nicht verloren habe. Ich habe mir das Wissen erhalten, dass die Salzburger Lodenmantelgesellschaft in erster Linie das Amt und nicht den Menschen dahinter grüßt. Das zu bewahren hat mir später so manche Enttäuschung erspart.

Schulgebet statt Hymne und Flagge

Das erste, was mir ins Auge stach, als ich 1955 nach Österreich kam und sofort in die Volksschule geschickt wurde, war, dass es im Gegensatz zu Argentinien keine Schuluniformen gab und die meisten Kinder, nachdem es eine warme Jahreszeit war, keine Schuhe trugen, sondern barfuß in die Schule kamen.

Nachdem mir meine Mutter knöchelhohe Schuhe für meinen ersten österreichischen Schultag verordnet hatte, kam ich mir reichlich fremd vor und musste ich mich auch erst an die seltsamen kurzen Hosen, von denen ich erfuhr, dass sie als Lederhosen bezeichnet wurden, gewöhnen. Sehr bald hatte ich mich jedoch angepasst und verzichtete auf die Schuhe, aber kurze Lederhose habe ich nie getragen.

Aber was mir besonders auffiel war, dass der Unterricht ohne jede formelle Zeremonie begann, und ein „Vater Unser“ als Morgengebet gesprochen

wurde. Kirchengang und Beten waren etwas Neues für mich, und ich kann mich nicht erinnern, dass in der Nähe unseres argentinischen Wohnortes eine Kirche gestanden wäre oder meine Eltern eine solche aufgesucht hätten. In meiner Gymnasialzeit war ich dann einige Jahre Zögling des „Vinzentinums“ und habe durch den allmorgendlichen Messbesuch das Versäumte mehr als wettgemacht.

Welch ein Unterschied also, denn in meiner argentinischen Schule versammelten wir uns in paramilitärischen Formationen auf dem Schulhof; geboten war eine korrekte Aufstellung, und dann wurde beim Absingen der Nationalhymne die argentinische Fahne gehisst.

Das Aufziehen der Fahne besorgte jeweils ein Schüler, und ich erinnere mich, wie stolz ich darauf war, als die Wahl für eine Woche auf mich fiel, denn das war eine ganz besondere Auszeichnung, die man durch die Lehrer erfahren konnte und die einen als brav, fleißig und lernwillig auswies. In Österreich bekamen wir stattdessen größere und kleinere Sternchen in die Hefte gepickt.

Auf „WIKIPEDIA“ finde ich einen Eintrag, der mir zeigt, dass sich die argentinische Traditionswelt nicht verändert hat, seit ich vor sechseinhalb Jahrzehnten das Land in Richtung Europa verlassen habe, denn in der Schule erweist sich nach wie vor besonders, wie stark die Flagge als einigendes Band für diese noch relativ junge Nation wirkt. So ist sie auch heute noch bei jedem schulischen Akt präsent. Sie wird vom so genannten „Abanderado“ (Fahnenträger) getragen. Dieser ist meist der beste Schüler der jeweiligen Schule, und dieses Amt gilt nicht nur deswegen als besondere Auszeichnung. An allen privaten und staatlichen Schulen wird jeden Morgen die Flagge unter Beisein aller Schüler gehisst und abends wieder eingeholt.

Am 20. Juni eines jeden Jahres, dem „Tag der Flagge“, geloben die Schüler der vierten Klasse Loyalität gegenüber der Flagge und der argentinischen Nation am Schluss mit den Worten:

„Gelobt Ihr, dass Ihr alles, was in Eurer Macht steht, tun werdet, damit die argentinische Flagge für immer über unseren Mauern und Festungen und hoch an den Masten unserer Schiffe und vor unseren Legionen wehen werde und dass die Ehre ihr Atem, der Ruhm ihre Aureole und die Gerechtigkeit ihr Wahlspruch sei.“

Die während dieses Versprechens stillstehenden Kinder antworten: „Ja, ich verspreche.“

Dem Versprechen schließt sich das Singen der Nationalhymne Himno Nacional Argentino an. So wird jedem Argentinier schon von Kindesbeinen an beigebracht, die Flagge und das Vaterland, das sie repräsentiert, zu ehren und zu lieben.

Leider haben sich die Argentinier aber kein Beispiel an Spanien genommen, dessen Nationalhymne noch immer ohne Text auskommt, obwohl gerade in den letzten Jahren wieder der Versuch unternommen wurde, der Melodie einen solchen hinzuzufügen. Offensichtlich hat man dann doch die Peinlichkeit gescheut, die den meisten Hymnen innewohnt, wenn pathetisch Nationalstolz besungen wird.

Das ist auch den Argentinern nicht erspart geblieben, die entweder von Ruhm gekrönt leben können oder schwören müssen, andernfalls ruhmreich zu sterben.

Evita – Unsere Lehrerin und helfender Engel

Nachdem in Argentinien die Schulpflicht bereits mit dem fünften Lebensjahr begonnen hatte, hatte ich zum Zeitpunkt meines Schulwechsels in die Volksschule Grödig bereits drei ganze Schuljahre hinter mir, und war sehr verwundert, wie sich die heimischen Schulklassen von den argentinischen unterschieden.

Der Unterschied lag nicht in der Kreidetafel und den Schulbänken, die eigentlich recht ähnlich waren, doch aber in den Wandtafeln, die in Buenos Aires neben den Befreiungshelden Simon Bolivar und General San Martin vor allem das Präsidentenpaar Juan und Evita Perón in prächtigen Farben, umrankt von Lorbeer und umrahmt von argentinischer Fahne und Wappen darstellten, während in Grödig nur ein Schwarz-Weiß-Foto des Bundespräsidenten sowie des Landeshauptmanns aufgehängt waren. Es handelte sich um den ehrwürdigen Theodor Körner und den energisch dreinblickenden Josef Klaus.

Bei unserer Übersiedelung von Argentinien nach Österreich konnten wir naturgemäß nicht allzu viel mitnehmen, doch meine Mutter hob als Erinnerung an meine erste Schulzeit zwei Schulbücher auf, die ich mir Jahre

später noch einmal angesehen habe. Erst da wurde mir so wirklich bewusst, welcher Kult um Maria Eva Duarte de Perón, auch Evita genannt, betrieben wurde, denn unter ihrer praktischen Anleitung lernten wir sowohl schreiben, lesen als auch rechnen. Lernen unter den wachsamen Augen der Mutter der Nation also. Und Engel der „Hemdlosen“ war sie außerdem.

So führte uns ein Beispiel in ein Waisenhaus, wo Evita an die Kinder Bonbons verschiedener Farben verteilte. Wir mussten dann errechnen, wieviel Bonbons sie ursprünglich gehabt hatte, wieviel von jeder Farbe übriggeblieben waren und wie hoch die Gesamtzahl der verbliebenen Bonbons war. So sollten wir dabei also nicht nur rechnen lernen, sondern auch „die Mutter der Nation“ in ihrer Rolle als helfender Engel bei den armen Waisen kennenlernen.

Auf diese Weise war sie bei uns allgegenwärtig und galt als die Verkörperung sozialen Gewissens, währenddessen ihr Mann, der Präsident, als das gerechte Oberhaupt an der Spitze des Staates auftrat, der seine huldvolle Gunst folgsamen Untertanen zuwendete.

Viele Jahre später sollte ich die Erfahrung machen, dass derartige Rechenkunststücke offensichtlich auch die Amerikaner beeindruckten, als sie ein Buch für afghanische Kinder auflegten.

Der deutsche Journalist Marc Thörner hat in seinem Buch „Afghanistan Code“ ein Beispiel gebracht, das mich beim Lesen immer wieder schauern lässt.

Von 1986 an finanzierte nämlich die staatliche amerikanische Hilfsorganisation USAID (United States Agency for International Development) in Pakistan ein Ausbildungsprogramm für afghanische Kinder, die für den Dschihad vorbereitet werden sollten, um als Krieger gegen die Russen in den Heiligen Krieg zu ziehen. Die Lehrbücher dafür wurden an der Universität Nebraska etwa mit folgendem Beispiel konzipiert. *„Eine Gruppe Mudschaheddin greift 50 Russen an. Bei dem Angriff werden 20 Russen getötet. Wie viele Russen sind geflohen?“* Oder: *„Die Geschwindigkeit eines Kalaschnikow Geschosses beträgt 800 Meter pro Sekunde. Ein Russe befindet sich in 3.200 Meter Entfernung von einem Mudschaheddin und dieser zielt auf den Kopf des Russen – errechne wie viele Sekunden vergehen, bis die Kugel die Stirn des Russen trifft.“*

Nachdem ich diese Beispiele gelesen hatte, wurde mir wieder einmal klarer, was amerikanische Machthaber unter Friedensmissionen verstehen, wenn sie, das Banner von Freiheit vorantragend, dreckige und verdeckte Kriege anzetteln.

Doch zurück zur „Primera Dama“, also der First Lady Argentiniens, das Aushängeschild der autoritären Präsidentschaft, die als „Perónismus“ bezeichnet wurde. Als sie 1952 33-jährig einem Krebsleiden erlag, befand sich das ganze Land in einer Art emotionalem Ausnahmezustand.

Die Trauer war nicht verordnet, denn obwohl sie so jung war, ging der Nation eine strahlende und fürsorgliche Mutter verloren. So wurde es zumindest von vielen Menschen empfunden und auch wir Kinder haben das so erlebt.

Dass die Präsidentschaft Peróns auf immer brüchiger werdenden Fundamenten stand, bekamen sogar wir als Kinder mit, denn nicht nur einmal fiel der Unterricht aus, weil die Marine vom nahegelegenen Hafen aus den Präsidentenpalast beschossen hatte oder eine Panzerdivision meuterte und sich Richtung Hauptstadt bewegte.

Für uns waren das willkommene Gelegenheiten, nicht in die Schule gehen zu müssen. Unsere Eltern versuchten so gut als möglich vor uns zu verbergen, dass es sich dabei um blutigen Ernst handelte.

Als dann Bomben auf den Hauptplatz der Stadt fielen und über 300 Menschen töteten, war das Schicksal Peróns bereits besiegelt, aber zu diesem Zeitpunkt befanden wir uns schon in meiner neuen Heimat, also in Österreich.

Peronismus – einst und heute

Damit hatte aber der Peronismus nicht sein Ende gefunden, wie man heute noch an Graffitis quer durch Buenos Aires feststellen kann, wenn etwa auf dem Rollladen eines Geschäftes geschrieben steht, *„Sin Perón no hay patria ni dios“*, was so viel heißt wie: *„Ohne Perón gibt es weder Heimat noch Gott“*.

Ich möchte daher einen kurzen Blick zurück in die argentinische Nachkriegsgeschichte machen, denn der 17. Oktober 1945 hatte diese nachhaltig verändert und geprägt – und das bis in die Gegenwart.

Trotz seiner inneren Zerrissenheit werden so wie jedes Jahr auch heuer wieder zahlreiche Menschen an die Geburtsstunde dieser politischen Bewegung erinnern. In aktuellen Debatten über politischen Populismus wird der Peronismus immer wieder mit Recht als Musterbeispiel für dieses politische Phänomen angeführt.

Am 16. Oktober 1945 hatte die Mehrheit der Gewerkschaftsdachorganisation entschieden, am übernächsten Tag einen Generalstreik gegen die vorangegangene Verhaftung Peróns durchzuführen. Die Demonstrationen wurden am stärksten von jenen Menschen vorangetrieben, die von seinen sozialen Reformen am meisten profitiert hatten. Es waren in erster Linie die Menschen aus den armen Randgebieten von Buenos Aires, die die Arbeit bereits am 17. Oktober niederlegten und sich in großen Mengen vor dem Regierungssitz im Zentrum versammelten, wo ein eilig herbeigeschaffter – vorher bereits vom Militär inhaftierter – Perón vom Balkon des Regierungssitzes beschwichtigend zu den Menschen sprach und den darauffolgenden Tag zum Feiertag erklärte. Das war der Beginn seiner zweiten politischen Karriere, nachdem die erste durch seine Verhaftung beendet worden war.

Denn diese Ereignisse ebneten den Weg für seine Präsidentschaftskandidatur bei der Rückkehr zur „Demokratie“ – allerdings nach lateinamerikanischen Muster – die durch die Wahlen am 24. Februar 1946 vollzogen wurde.

Dieser 17. Oktober war aber nicht nur einschneidend, weil er den Weg für Peróns weitere politische Karriere ebnete, sondern weil er von großem symbolischen Wert für die Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse in Argentinien war. Die Menschen aus den armen Randgebieten von Buenos Aires existierten bis dahin in der Vorstellungswelt vieler Stadtbewohner gar nicht. Das Selbstbild von Buenos Aires war das einer reichen weißen und europäischen Stadt. Doch nun drängten plötzlich Menschen in das Stadttinnere, die das verdrängte nichtweiße Argentinien repräsentierten: Mestizen, Indigene und Schwarze. Sie bildeten nur einen Teil der Menschenmenge, doch für die städtischen Eliten und die Gegner Peróns boten sie eine Projektionsfläche für ihr rassistisches Denken.

Der Mythos des weißen Mannes in Argentinien war damit allerdings etwas ins Wanken geraten! Das Bedürfnis des zerstörten Europas nach

argentinischen Agrarexporten verschaffte dem Land beträchtliche Einnahmen. Perón nutzte das vorhandene Geld für Umverteilungsprogramme, die der Arbeiterschaft zu Gute kamen. Wirtschaftskrisen machten das im Laufe der Zeit allerdings immer schwieriger.

Außerdem geriet der Präsident zunehmend in Konflikt mit der Katholischen Kirche und Teilen des Militärs, die Perón nach einer Reihe von Revolten schlussendlich im September 1955 stürzten. Er flüchtete ins Exil, aus dem er erst 1973 zurückkehren sollte, um in dem heillos zerstrittenen und durch und durch korrupten Land seine kurze dritte Karriere anzutreten.

Das Ende der Regierung Peróns war jedoch keineswegs gleichbedeutend mit dem Ende des Peronismus, der zu einer politischen Bewegung wurde, die jedoch mangels einer durchgehenden Ideologie und dem einzig einigenden Band des Populismus von verschiedensten Flügeln geprägt worden ist. Diese reichten von revolutionär links über moderat reformerisch bis hin zu rechtsradikal. Es kam auch zu teilweise gewaltsamen Auseinandersetzungen mit dem Militär, das alle als subversiv angesehenen politischen Akteure unterdrückte. Im Laufe der Zeit setzte sich aber die Erkenntnis durch, dass die peronistische Bewegung zu verbreitet war, um eliminiert zu werden, und so wurde Juan Perón die Rückkehr aus dem Exil gewährt, um einen mäßigenden Einfluss auf die einander bekriegenden Gruppen auszuüben.

Er wurde 1973 erneut zum Präsidenten gewählt, verstarb aber bereits im darauffolgenden Jahr im Alter von 78 Jahren.

Seine Frau Isabel, die bis dahin als Vizepräsidentin dilettiert hatte, übernahm sein Amt, dem sie allerdings in keiner Weise gewachsen war. Der Versuch, als „Isabelita“ ihre Vorgängerin zu kopieren, der in Auftritt, Kleidung und Frisur seinen Ausdruck fand, ging völlig daneben. Der Staatsführung entglitten die Zügel immer mehr, bis dann 1976 das Militär ihre Regierung stürzte und die brutalste Diktatur der argentinischen Geschichte errichtete.

Der Peronismus ist trotzdem bis heute ein wichtiger Faktor in der argentinischen Politik geblieben. Unter seinem Banner agierten so verschiedene Regierungen wie die des Neoliberalen Carlos Menem oder die eher Mitte Links stehenden Nestor und Cristina Kirchner.

Auch der jetzige amtierende Präsident Alberto Ángel Fernández beruft sich ebenso auf den Vorgänger, der vor 75 Jahren ans Ruder kam. So lebt zwar der Schöpfer nicht mehr, wohl aber sein politisches Geschöpf, das Argentinien nach wie vor in vielfältiger Weise prägt.

Gerafft für die eigene Schatulle und Benefits verteilt an ihre Günstlinge haben sie alle – das ist das zweifelhafte Band, das die diversen Präsidentschaften miteinander verbindet.

Da ein wesentlicher Teil meiner mütterlichen Familie nach wie vor in Argentinien lebt, mir das Land meiner Jugend emotional sehr ans Herz gewachsen ist, schaffe ich mir immer wieder Gelegenheiten, um dorthin zu reisen und Land und Leute näher kennen zu lernen.

Als wir Argentinien verließen, zählte es zu den fünf reichsten Ländern der Welt. Wir durften uns dem damals noch breiteren Mittelstand zugehörig fühlen, sodass ich ein relativ unbeschwertes Leben als Kind führen konnte.

Auf diese Art und Weise ist mir das mehr als bescheidene und von Entbehrungen gekennzeichnete Leben im ersten Nachkriegsjahrzehnt in Österreich erspart geblieben. Dank der Umsicht meiner Eltern musste ich dann nicht erleben, wie es in Argentinien stetig bergab ging.

Aber der Mythos Evita lebte weiter und ich gestehe, dass ich Tränen in den Augen hatte, als ich in London Mitte der 70er-Jahre das gleichnamige Musical sah und „Don't cry for me Argentina“ hörte.

Ich verstehe, wenn von Menschen, die das alles nicht erlebt haben, die Story, die Andrew Lloyd Webber musikalisch auf die Weltbühnen gebracht hat, als Kitsch und historische Unwahrheit gesehen wird, doch die Emotionen, die mit der Person Evitas verbunden sind, kann man heute noch in Spelunken der Vorstadt wie auf dem Friedhof in dem vornehmen Stadtteil Recoleta erkennen, wenn man das Mausoleum besucht, in welchem ihre sterblichen Überreste die letzte Ruhe gefunden haben.

Auf diesem Friedhof ruhen viele Helden der argentinischen Geschichte, doch kein Grab ist so von Besuchern belagert wie jenes von Evita Perón. An der Vielzahl an Blumengebinden kann man die Trauer und melancholische Erinnerung ermessen, die immer noch herrscht.

Welche Veränderung sich in der Welt vollzogen hat, zeigt alleine schon die Tatsache, dass wir damals aus einem bitter armen, vom Krieg zerstör-

ten Österreich in eines der reichsten Länder der Welt übersiedelt sind und sich in den 70 Jahren, die seither vergingen, die Situation vollkommen gedreht hat. Heute zählt Österreich zum Club der Reichen, und Argentinien stolpert von der einen Katastrophe in die nächste, will heißen, von einer Staatspleite in die andere.

Argentinien ist mit Chile und Uruguay der europäischste Teil Südamerikas. Der heutige erbärmliche Zustand der Gesellschaft und auch der Wirtschaft sind nicht so sehr die Folge der spanischen Kolonialzeit, sondern eher auf die Abfolge von Diktaturen durch eineinhalb Jahrhunderte, auf die früher uneingeschränkte Macht des Militärs und ganz wesentlich auf grassierende und weitverbreitete Korruption zurückzuführen.

Vor allem letztere, die sich ja nicht von einer autoritären Regierung trennen lässt, weil sie das Schmiermittel für Günstlinge ist, hat zu der Zerrüttung von Wirtschaft und Gesellschaft beigetragen.

Ich möchte dafür ein ganz kleines Beispiel erzählen. Als eine meiner Tanten irgendwann in den 60er-Jahren zu uns auf Besuch kam, war sie ganz begierig zu erfahren, wo man denn in Wien feines Silber und Porzellan kaufen könnte. Sie war zuvor in der Schweiz gewesen, wo sie sich mit Präzisionsuhren eingedeckt hatte und erklärte uns freimütig, dass sie im Besitz eines sogenannten „Frondizi Ausweises“ sei, der ihr die ungehinderte und unkontrollierte Einreise in Argentinien garantiere. Frondizi war zu dieser Zeit Staatspräsident und hat offensichtlich Günstlinge seines Regimes – zu denen auch meine Tante Zutritt gehabt haben dürfte – mit Papieren versehen, die sie vor lästigen Kontrollen bewahrten. Jetzt war meine Tante sicherlich ein kleines Rädchen in diesem System, aber für sie war es eine ausgezeichnete Geschäftsgrundlage, denn sie konnte Uhren, Schmuck und Silberwaren mit einer wesentlich erhöhten Preisspanne absetzen, da sie ja nicht die üblich hohen Zölle zu bezahlen hatte. Noch dazu war es eine probate Möglichkeit, mit Schwarzgeld jede Steuerzahlung zu vermeiden. Dass auf diese Weise ein Staat bankrottgehen muss versteht auch jemand, der mit Ökonomie nicht allzu sehr vertraut ist.

Was ich dann ebenso nur noch aus der Ferne beobachten konnte, bzw. durch die Erzählungen meiner Verwandten mitbekommen habe, war die Brutalität der Militärdiktatur, die von 1976 bis 1983 herrschte und in vielem jener von Pinochet in Chile glich, die allerdings drei Jahre früher begonnen hatte und dank internationaler Unterstützung sieben Jahre länger andauerte.

In beiden Fällen war der amerikanische Geheimdienst CIA ganz maßgeblich in die Putschvorbereitungen involviert.

Dahinter steht jener brutale imperiale Machtanspruch, der in der Karibik, aber auch in Mittel- und Südamerika, nur Regime duldet, die den Interessen der USA entsprechen.

Es ist hier nicht die Gelegenheit, das näher auszuführen, denn es würde viele Kapitel brauchen, um darzustellen, wie wenig Respekt die USA vor nationaler Integrität dann hatten, wenn es darum ging, Marionetten ihrer Wahl zu installieren.

Dass dieses Denken und Handeln andauert, zeigt etwa die Fernsehrede des amerikanischen Verteidigungsministers Mike Pompeo, der angesichts des Machtkampfes in Venezuela unverhüllt damit drohte, die amerikanischen Streitkräfte könnten eingreifen, wenn amerikanische Interessen verletzt würden, denn es handle sich um ein Land in der „Hemisphäre“ der USA.

Solche Drohungen werden in unseren Medien höchstens wiedergegeben, aber die Geringschätzung gegenüber internationalen Regeln, die damit zum Ausdruck kommt, wird keines weiteren Kommentars für würdig befunden.

Es ist heute unbestritten und durch Dokumente ausreichend belegt, dass amerikanische Instrukturen den Schlächtern aus Argentinien und Chile nützliche Hinweise und handwerkliche Fähigkeiten vermittelt haben, wenn es darum ging, Foltermethoden zu entwickeln und anzuwenden sowie Menschen zum Verschwinden zu bringen.

Eine dem Chilenen Pinochet sehr ähnliche Verbrechergestalt war der erste Junta-Chef der argentinischen Militärdiktatur General Jorge Rafael Videla, der zu Beginn der Diktatur sagte: *„Es müssen so viele Menschen wie nötig in Argentinien sterben, damit das Land wieder sicher ist.“*

Der Skandal ist, dass die Militärdiktatur zwar 1983 unterging, aber dafür Verantwortliche wie Videla erst im Juli 2012, also 30 Jahre später, endgültig verurteilt wurden und ursprünglich nichts Schlimmeres als Hausarrest verhängt wurde.

In den sieben Jahren Militärherrschaft forderte der Staatsterror zumindest 30.000 Opfer. Ein anderer Oberer aus dieser Soldateska, nämlich General Luciano Benjamín Menéndez, hatte bereits kurz nach der Machtübernahme groß angelegte Säuberungsaktionen angekündigt und dabei auch den Tod von Unschuldigen in Kauf genommen: *„Wir werden 50.000 Menschen töten müssen, 25.000 Subversive, 20.000 Sympathisanten und wir werden 5.000 Fehler machen“*. Es gab 340 landesweit verteilte Kerker, die man durchaus mit den Konzentrationslagern der Nazi vergleichen konnte. Fast alle Festgehaltenen wurden systematisch gefoltert und später umgebracht, nur ein Bruchteil wieder freigelassen.

Wenn ich heute mit meiner argentinischen Familie vom Zentrum von Buenos Aires in Richtung des Erholungsortes Tigre fahre, so komme ich am Hauptportal der Militärakademie „Escuela de Mecánica de la Armada“ vorbei. Alleine dort wurden 5.000 Menschen gefoltert und ermordet.

Die Regierung kooperierte aber auch mit zahlreichen kriminellen Todeschwadronen, etwa der Alianza Anticomunista Argentina, die zumindest geduldet, wenn nicht auch unterstützt wurden. Diese terrorisierten grundlos insbesondere Einwanderer aus den Nachbarländern, Juden, Muslime und Studenten.

Die Militärjunta nahm dabei offensichtlich zu Recht an, dass sie für ihr Vorgehen die zumindest stillschweigende Billigung der USA hätte. Diese Annahme beruhte unter anderem auf einem Treffen des argentinischen Außenministers Admiral Guzzetti mit dem US-Außenminister Henry Kissinger im Juni 1976, wo dieser zustimmende Signale zu einem harten Vorgehen zur Lösung des „Terrorismus-Problems“ gegeben hatte. Dieses Verständnis wurde offensichtlich als Freibrief für Terror gegen sämtliche Oppositionelle verstanden. Der argentinische Außenminister hatte den anderen Regierungsmitgliedern berichtet, nach seinem Eindruck würde es den USA nicht um Menschenrechte gehen, sondern darum, dass die ganze Sache schnell gelöst würde.

Bezeichnend für das Denken, das damals herrschte, ist die Aussage eines Junta-Mitgliedes, nämlich Admiral Emilio Massera, der in einem Interview

Folgendes erklärte: „Die aktuelle Krise der Menschheit ist drei Männern geschuldet: zum Ende des 19. Jahrhunderts veröffentlichte Marx die drei Bände seines Kapitals und säte mit ihnen Zweifel an der Unverletzlichkeit des Eigentums; Anfang des 20. Jahrhunderts wurde die geheiligte Intimsphäre des Menschen angegriffen durch Freud mit seinem Buch „Die Traumdeutung“ und schließlich hat Einstein 1905 mit seiner Relativitätstheorie die statische Vorstellung von der Materie und ihrem Untergang untergraben. Alle drei sind Juden gewesen, deren destruktives Wirken die Welt ins gegenwärtige Chaos gestürzt hat.“

Der Falkland-Krieg brachte schließlich in seinen ersten Tagen, die für Argentinien erfolgreich verliefen, einen gewissen Popularitätsgewinn für die Militärregierung. Aber da letztendlich Großbritannien die Inseln zurückerobern konnte, war die Situation für das Regime nach dem Krieg schlechter als zuvor und führte schlussendlich zu dessen Implosion.

Die Mütter des Plaza de Mayo

Die „Madres de Plaza de Mayo“ ist eine Organisation von argentinischen Frauen, deren Kinder in Zeiten dieser Militärdiktatur unter zunächst ungeklärten Umständen „verschwanden“. Während der Militärdiktatur konzentrierte sich ihr Protest darauf, die Freilassung von Verhafteten oder Information über deren Verbleib einzufordern.

Dazu gehörte sehr viel Mut, denn erstmals wurde am Donnerstag, dem 30. April 1977, also mitten in der Zeit der Militärdiktatur, protestiert, indem die Frauen für eine halbe Stunde stumm den Platz umrundeten, weil Proteste im Stehen seinerzeit verboten waren.

Das aus Trauer und Protest getragene weiße Kopftuch der Madres wurde zum bekannten Symbol ihres Widerstandes und des Kampfes für Gerechtigkeit.

Wie gefährlich dieser Protest war, zeigt sich schon alleine darin, dass die erste Vorsitzende der Organisation, so wie viele andere Argentinierinnen, verschwand.

Erst nach und nach stellte sich heraus, dass das systematische und geheim gehaltene Verschwindenlassen politischer Gegner ein Teil des sogenannten schmutzigen Krieges der Militärs war.

Im Jahr 2017 hat die Organisation ihr 40-jähriges Bestehen gefeiert – noch immer demonstrierten die Madres jeden Donnerstag vor dem Regierungssitz in Buenos Aires. Mit einem Straßenzug, Kundgebungen und Konzerten erinnerten die Mütter an die mühsame Aufgabe, für die Aufarbeitung der Vergangenheit, gegen das Vergessen der Opfer und gegen die Straflosigkeit der Täter zu mobilisieren. *„Unsere Kinder sind jeden Donnerstag auf dem Platz präsent. Wir bleiben hier. Wir kämpfen gemeinsam weiter,“* sagte die 87jährige Nora Cortiñas, deren Sohn Gustavo am 15. April 1977 verschwunden war.

So drehten sie ihre Runden mit ihren weißen Kopftüchern, und ich habe sie jedes Mal, wenn ich in Buenos Aires war, beobachtet und manches Mal ein dankbares Lächeln in einem ernsten Gesicht entdeckt, wenn ich versuchte, meine Anteilnahme durch Gesten auszudrücken.

Ebenfalls seit 1977 gibt es die Organisation „Abuelas de la Plaza de Mayo“, denn auch betroffene Großmütter haben sich auf die Suche nach ihren verschwundenen Enkeln gemacht. Diese wurden oft im Gefängnis geboren, ihren Müttern weggenommen und dann im Geheimen zur Adoption freigegeben.

Auf Einladung der Innsbrucker Gruppe von Amnesty International waren in den 80er-Jahren Großmütter, die in Europa auf Vortragstouren waren, in der Innstadt und haben auf beeindruckende Weise über die politische Situation und persönliche Schicksale berichtet. Just zu diesem Zeitpunkt hat Österreich gerade Jagdpanzer, die besonders für den Straßenkampf geeignet waren, an die Diktatoren Argentiniens geliefert. Wie die Ausfuhrgenehmigung zustande kommen konnte, entzieht sich meiner Kenntnis. Aber die NORICUM-Affäre hat ja gezeigt, dass „Arbeitsplatzsicherung“ ein stärkeres Argument darstellt als „Schutz der Menschenrechte“. Das ist auch heute noch so.

Es ist wohlthuend, dass Papst Franziskus mit Dankbarkeit und Bewunderung an eine der Gründerinnen dieser Bürgerrechtsbewegung denkt. Er ließ der Tochter dieser Aktivistin, die er persönlich kannte, einen Gruß zukommen.

Er denke rund um den Gründungstag der „Mütter des Plaza de Mayo“ intensiv an ihre Mutter, ließ er Ana María Careaga wissen, und er freute sich darüber, dass sie den Spuren ihrer Mutter folge.

Esther Ballestrino de Careaga sei eine Kämpferin gewesen und habe mit vielen anderen Frauen in der Militärdiktatur Argentiniens für Gerechtigkeit gestritten, sagte der Papst in dem kurzen Gruß.

Franziskus lernte Esther Ballestrino de Careaga schon in den 50er-Jahren als junger Mann kennen. Sie war nämlich seine erste Vorgesetzte: Die Paraguayanerin leitete das Labor für Lebensmittelchemie, in dem Jorge Mario Bergoglio arbeitete, ehe er seine Berufung zum Priester annahm. Politisch stand diese tapfere Frau weit links – eine lebensgefährliche Sympathie in der Zeit der argentinischen Militärdiktatur. Eines Tages rief sie den jungen Jesuitenpater Bergoglio in ihr Haus mit der Bitte, einer Familienangehörigen die Krankensalbung zu spenden. Einmal an Ort und Stelle erklärte sie ihm den wahren Grund ihres Anrufes: Sie bat ihn, die marxistischen Bücher ihrer Tochter an sich zu nehmen, die überwacht wurde.

Bergoglio willigte ein und transportierte die kleine Bibliothek unbemerkt ab. Dennoch wurde das damals 16jährige Mädchen verschleppt.

Die Tochter kam zwar später frei, doch dann wurde die Mutter entführt. Sie starb am 8. Dezember 1977 bei einem der berüchtigten Todesflüge, bei denen die Henker der Diktatur Häftlinge unter Drogen setzten und über dem Atlantik aus Flugzeugen oder Hubschraubern abwarfen.